

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

14.5.1916 (No. 20)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 20

Karlsruhe, Sonntag, 14. Mai

1916

Inhalt: An meinen Sohn. Von Paul Sech. — Max Reger †
Von G. Schweikert. — Das Pennal. Von Albert Gerauer. —
Strindbergs Entwicklung als dramatischer Dichter.
Von Dr. Anselm Ruest.

An meinen Sohn.

Von Paul Sech.

Der schöne Sommer, der durch deinen Reifen sprang,
Die blaue Dampferfahrt und waldiger Abendgang
Sind ausgeblasen wie ein Altarlicht, mein Sohn.

Dein Mund, der schwer bewölkt in Fragen hängt,
Dein Auge, das ein Meer von Qual nach außen drängt:
Ich finde dein Gesicht nicht mehr mein Sohn.

Dass sich im Räderpiel unschuldiger Kinderwelt
Ein Feind hineinhakt, der die Zeiger rückwärts schnell,
Dem Feind bin ich im Feld steil aufgestellt, mein Sohn.

Mein Arm, von Mühsal ausgerenkt, von Sorgen ab-
gezehrt,

Muß ich nun straffen für Gewehr und Schwert,
Dass niemand mordet, was uns bindet, was uns hält,
mein Sohn.

Dass heile Zeit noch immer die ergrimmt Kriegslust liebt,
Nicht seliges Verbrüdernd liebt und diese Liebe weitergibt:
Wo wird mir diese Schuld verziehen, mein Sohn?

Im blutigsten Gefecht noch hör' ich Flügel über mir,
Die heben mich schlafwandelnd fort von hier,
Wie Bäume, die vor rasenden Laternen fliehen, mein Sohn.

Doch wenn mich Die, die ich verließ, in Gräbern meint
Und sich durch Witwennacht und Waisenfremdheit weint:
Wachs wipfelbreit ins Blau, brich Sternenbahn, mein
Sohn.

Denn du bist vorbestimmt. Bist letzter Strich im Plan.
Da ist kein Tor, wo wir uns nicht im Traum schon
sahn,

Den Weg zu runder Einheit sahn, mein Sohn.

Bist vorbestimmt, fünftausend Jahre schon, zu sein,
Der, dessen Namen ich hineinbeiß in den Stein,
Wenn mich die Söldner treffen Stich für Stich, mein
Sohn.

Ja, dann wird Sterben mir erst zum durchführten Wort.
Mein Tod löscht Feind und bunte Ländergrenzen fort,
Und alles Leben kennt nur „Welt“ und „Bruder“ —:
Dich, mein Sohn.

Aus „Ausfaat“, Poesie und Prosa einer neuen Jugend.
(Reuß & Jitta, Konstanz.)

Max Reger †.

Eine Eiche im deutschen Künstlerwald ist gestürzt! Weinend ver-
hüllen die Mäusen ihr Haupt: Max Reger ist tot. Wer hätte je ge-
dacht, daß diese knorrige, ein Bild trotziger Urkraft darstellende, allen
Stürmen ruhig Widerpart haltende Gestalt gerade in der Zeit reifster
Männlichkeit zu Fall käme! Daß der Meister, der rastlos mit leichter,
nie ermüdender Hand so wichtige Denkmale deutschen Geistes auf-
richtete, unter deren Schatten wir rasten und uns sammeln konnten,
gezwungen werde, so bald schon Hammer und Meißel wegzulegen,
da wir doch hofften, daß er zu all' dem Großen, das er uns geschenkt,
immer noch Größeres, immer noch höher in die Wolken Ragendes
schaffen werde. Zu dem vielen Trauern in dieser Zeit des großen
Sterbens zieht ein neues Trauern durch die Lande. Mit den hun-
derttausenden Helden, die im Kampfe für deutsche Erde, deutsches
Wesen sterben, ist auch er, der größten Geisteshelden einer, die für
deutsche Kunst gestritten, ins Grab gesunken . . .

Aus dem Volk ging er hervor. Eines bayerischen Landlehrers
Sohn und selbst zum Lehrer bestimmt, führte ihn der Genius, wie er
es bei Schubert und Bruckner getan, aus der Enge der Schulstube
in die unendlichen Räume der Kunst. Von der Orgelbank der he-
imatlichen Dorfkirche, auf die ihn als sein erstes Mentor der Vater
gesetzt, hatte er das Glück, sogleich den Weg zu Hugo Riemann,
Deutschlands ersten Musikgelehrten, zu finden. Und wenn auch
Regger, in dem der gewaltig vorwärts drängende Zug in der Musik
seit Bizet und Wagner sich am kräftigsten auswirkte, in der Folge mit
seiner künstlerischen Ueberzeugung noch so sehr in Widerspruch zu
den Anschauungen seines ehemaligen Lehrers gelangte, so hinderte
ihn das nicht, zu erklären, „daß er ihm, als dem weitaus hervorragen-
sten Theoretiker nicht nur unserer Zeit, sondern seit Rameau vollste
Berehrung zolle“. Von der Orgel war Reger ausgegangen, an J. S.
Bach hatte er sich festgewurzelt. Kam dazu, daß seine eigene Wesens-
art mit jener des großen Thomaskantors Verwandtschaft zeigte, daß
er seinen musikalischen Gedankengängen mit ähnlichen Mitteln und
mit der gleichen fabelhaften Beherrschung des polyphonen Satzes
gerne in den alten Formen Ausdruck gab, und Reger hieß: der
„moderne“ Bach. Ein Ehrenname, dem nur das Odium anhaftete,
daß seine Schreibweise lange als verworren und ungenießbar galt,
so wie einst Bach's Kompositionen von seinen Zeitgenossen vielfach
nicht verstanden und gewürdigt wurden. Je mehr die Männer der
grauen Theorie sich vor ihm betrugigten und die nicht allzu reich
mit eigenen Gedanken gesegneten, deshalb sich nicht über die geheilig-
ten Wege der Tradition hinauswagenden praktischen Musiker über
den „Neutöner“ eiferten und geiferten, desto unbekümmerter ritt
dieser „links“ weiter, kühn alle Hindernisse verachtend, in einer Gang-
art, daß ihm keiner nachkam. Werk um Werk entstand auf allen Ge-
bieten der Tonkunst mit Ausnahme der Oper. Und diese Werke
häuften sich und erschienen so rasch aufeinander, daß allein schon
diese ungewöhnliche Kraft des Hervorbringens Aufsehen erregte. Und
als nun derjenige, der dies alles erdachte, auch anfang, seinen geistigen
Kindern im Konzertsaal Gestalt und klingendes Leben zu geben, da
begann man, so fremd sie auch amuteten, ihnen Aufmerksamkeit zu
schenken. Und mit der Zeit fand man neben dem Ungewöhnlichen
auch das Wertvolle aus ihnen heraus, und man fing an, sie und
ihren Erzeuger zu schätzen. Und Max Reger wurde Professor, Hof-
rat, erhielt Orden, bekam den Ehrendoktor nicht nur der philosophi-
schen, sondern auch der medizinischen Fakultät und ein besonderes
Orchester wurde ihm zur Verfügung gestellt. Ihn als Dirigent der
Meininger Hofkapelle amtierend zu sehen, hatten wir in Karlsruhe im
November 1912 während des Reggerfestes und noch einmal später
das — sagen wir: Glück. Einen so schlichten und doch so berebten

„Verkündiger“ nicht nur der eigenen Werke, sondern auch der der „Klassiker“, als deren Verächter ihn hinzustellen, Böswilligkeit versuchte, haben wir nicht mehr „erlebt“.

Mag Reger ist nur 43 Jahre alt geworden, dreizehn Jahre weniger als Beethoven. Trotzdem übersteigt die Opuszahl seiner Kompositionen jene des Wiener Großmeisters der absoluten Musik, an den er anknüpft und den er weiter entwickelt. In eine Besprechung einzelner seiner Werke einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes. Als allgemeines Charakteristikum seiner Schaffensweise mag einiges aus dem Programmbuch des Heidelberger Bach-Regel-Musikfestes vom Juni 1913 hier folgen:

„Jede beliebige Seite eines Regerschen Kammermusik- oder Orchesterwerkes oder gar einer Orchesterpartitur gibt ein Bild von dem verblüffenden, schier unfasslichen Reichtum seiner polyphonen Sazkunst. Das ist ein Quellen und Fließen und Strömen in weichen, sicheren Linien, das ist ein Aufwogen in unerschöpflichen Verschlingungen zu riesengroßen Steigerungen, das ist ein wie in Katastrophen sich überstürzendes In-sich-zusammenbrechen, ein Aneinander der Stimmen, wie es seit Bach nicht mehr erlebt war. Es ist, als ob der einfachste, musikalische Gedanke nicht gesagt werden könnte, ohne eine oder gleich zwei und drei Gegenmelodien! Und was für Melodien! Keine nach gutem, altbewährtem Rezept, die man heute hört und morgen auf der Gasse pfeifen kann; „Melodien“, die sich dem naiven Hören eher als Folgen aneinander gereihter Fäden geben mögen, und deren oft enorm weit geschwungene Architektur vom Verständnis langsam, ganz langsam erarbeitet sein will“ . . . „Regel ist modern, ist mit unserer Zeit verknüpft, in seinem ganzen Wesen, in seinem ganzen Empfinden. Was aber wichtiger, als daß er „modern“ ist, was das eigentlich Beglückende ausmacht: er ist unbedingt wahr. Er schreibt seine alten Formen, unbekümmert, ob um ihn herum darüber gelächelt wird; er spricht seine Sprache, ohne Sorge, ob sich jemand die Mühe machen wird, nach ihrem Verständnis zu suchen; er geht seine Pfade, ohne Rücksicht, ob einer folgen will; da gibt es keine Kompromisse, keine berechnende Ueberlegung, keine Zugeständnisse an Zeitgeschmack und Mode. Da lebt eine trotz allem modernen Empfinden noch einfach und geschlossen gebliebene Natur sich gerade heraus in naiver Freude, daß sie das gerade so kann. Eine Natur, die, groß und kraftvoll, in einer, einfachen Verhältnissen entfremdeten Zeit auf viele wie eine Erlösung wirkend, Eigenes zu sagen hat; die sich aufrecht wie noch wenige, trotzig und titanenhaft, heute wohl noch immer nur mehr geahnt, dereinst, wie viele hoffen, gefeiert als ein Heros.“

F. Schweikert.

Das Pennal.

Ein Gespräch.

Von Albert Sezauer · Karlsruhe.

✓hrer drei saßen beisammen und feierten eine Art Wiedersehen, das sie dem Zufall dankten. Die Schule hatte sie einst zusammengeführt, das Leben nachher ein halbes Menschenalter hindurch recht weit auseinander, und nun warf der Krieg, der so viele Menschen einander nähert oder auf ewig entzweit, sie zufällig zur gleichen Zeit an denselben Ort.

Gefannt hatten sie sich auf den ersten Blick. Man vergißt kein Gesicht, das man von der Schulbank aus jahrelang am selben Platz gesehen hat. Man vergißt überhaupt nicht leicht Dinge, die einem in der Schulzeit einen Eindruck gemacht haben. Es gibt Leute, die mit vierzig Jahren noch von der Schule träumen und sich nach jeder Nacht, in der das geschieht, aufs neue bekreuzen und schütteln vor dem, was da wieder vor ihnen lebendig wurde. Und manches Band innigsten Hasses zieht sich von der Schulbank durch ein langes Leben hindurch und endet erst an einem Grabe. So tiefe Wurzeln schlagen die Keime, die in jener Zeit in unsre Seele fallen; so wichtig für unser ganzes Leben ist es daher, welcher Art sie und die Säute sind, die sie auswerfen.

Auch das Gespräch unsrer drei war ein Beweis dafür. Denn nicht lange, so ging es über die Schule. Kameraden tauchten auf und wurden in Gedanken ein Stück weit begleitet auf den mancherlei Wegen, die sie gingen, mochten es nun Staatsstraßen sein oder einsame Höhenpfade oder Feld- oder gar Holzwege. Hinter manchem Namen schon stand das Kreuz, das jede Not, jedes Urteil verstummen macht! Die Unterhaltung wurde darüber mehr und mehr nachdenklich, fast einsilbig. Und sie belebte sich auch nicht son-

derlich, als sie anfing, sich um die „führenden Männer“ jener Zeiten zu drehen, die „Schiffer“, wie sie dereinst geheißten hatten. Es waren zu viele Namen darunter, die sehr zweifelhaft gemischte Gefühle erregten, selbst jetzt noch, nach über fünfzehn Jahren. So tief und lange wirkt Ungerechtigkeit, das schlimmste Laster, womit ein Pädagoge gestraft sein kann; oder der Zynismus derer, die ihre Tätigkeit nur als eine Funktion des Gehirns, nicht auch des Herzens, auffassen; von solchen gar nicht zu sprechen, denen sie weiter nichts ist als die mehr oder weniger notgedrungene Gegenleistung an den Staat für Auszahlung eines jährlichen Fixums. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben: es gab auch Namen, bei deren Klang die Augen heller wurden und die Lippen fröhlicher, Namen von Männern, die in den Herzen ihrer Schüler ein lebenslanglich dankbares Andenken besaßen. Es waren ihrer herzlich wenige; aber um so länger und lebhafter wehte die Erinnerung bei ihnen.

Schließlich aber, wie das bei guten Deutschen nicht anders denkbar ist, strebte die Unterhaltung aus dem Persönlichen hinaus ins Sachliche. Sie bekam eine Wendung, die aufs Ganze ging, und es entspann sich folgendes Gespräch:

F r i z: „Eigentlich hat man doch auf dem Pennal eine Menge Zeit nutzlos verträdel mit Dingen, die einem seiner Lebtag nichts weiter eingebracht haben, als damals Herzklopfen und schlechte Zensuren. Es ist eben doch ein gelinder Blödsinn, einem im neunzehnten Jahrhundert immer noch — oder immer wieder die alten Griechen und Römer aufgewärmt zu servieren. Was Teufels sollen wir mit ihnen und ihren Scherben anfangen? Ich wenigstens muß gestehen, daß es mir von viel größerem Vorteil gewesen wäre, wenn ich praktische Dinge in meinem Schulsack gehabt hätte als das bißchen Homer und Livius und Cäsar, als man mich f. St. für reif erklärte. Die alten Brüder bringen einem ja doch keinen einzigen Schritt vorwärts in der Welt. Im Gegenteil; sie machen uns entschieden in Weltpolitik und Weltwirtschaft erheblich weniger konkurrenzfähig. Das erleben wir heute ja fühlbar genug. Was hilft uns nun unser ganzer Humanismus? Da seht die Engländer an! Die lernen nicht den zehnten Teil von dem, was man uns aufhält an Kenntnis fremder, längst begrabener Völker. Aber wie stehen die in der Welt da! Anders als wir, Donnerweiter nochmal! Da muß manches anders werden bei uns nach dem Krieg, wenn wir nicht in fünfzig Jahren doch unter die Räder kommen sollen.“

H a n s: Nun, ich meine, da ist doch seit unserer Zeit schon vieles anders geworden. Man sieht immer mehr ein, worauf es ankommt. Die Aktien des humanistischen Gymnasiums sind in den letzten Jahren erheblich gefallen.

F r i z: Gottseidank! Es war Zeit!

E r n s t: Wie mans nimmt. Ich für mein Teil bin heute froh darin, durch ein Gymnasium gegangen zu sein, in allem Ernst und aufrichtig froh. Das wundert Euch —? Nun ja; ich war seinerzeit freilich alles andere eher als ein Musterschüler, und wenn ich sagen wollte, das Pennal sei mir in den neun Jahren meiner Zugehörigkeit niemals als etwas besonders Wonniges erschienen, so müßte ich herzlich lügen. Ich kann mir eine Schule denken, die ihre Schüler ganz anders innerlich ergreift und leitet, gewiß; vor allem eine Schule von mehr ausgesprochen deutscher Prägung als das humanistische Gymnasium. Das alles aber ändert nichts daran, daß ich unser altes Pennal noch lange nicht tauschen möchte gegen Anstalten, wie sie Euch vorzuschweben scheinen. Im Gegenteil, ehe ich solche Grundsätze wie die Euern in der Schule als höchste anerkannt und durchgeführt sehen möchte, eher könnte sich meinerwegen die Zahl der Analphabeten in Deutschland verzehnfachen. —

F r i z: Na, Du, hör mal, — ich danke!

H a n s: Ein wenig kühn klingt das schon!

E r n s t: Mag es doch! Hier liegt eine Gefahr, auf die man mit der Trompete in der Hand hinweisen muß. Es gibt nun einmal kein ärgeres Gift für die Seelen gerade der heranwachsenden Jugend als den Gedanken an das künftige „Fortkommen in der Welt“, an Erwerb und Verdienst. Damit zieht man Prostitution und Blutsauger groß. — Engländer, aber keine Deutschen. Man nimmt der jugendlichen Seele gerade das Beste, wenn man ihr den angeborenen Willen, selbstlos an der Höherführung des Lebens mitzuarbeiten, lächerlich macht, indem man ihr beibringt, die erste und wichtigste Pflicht des Menschen auf Erden sei — Geld zu verdienen.

F r i z: Aber ich bitte Dich! Das lehrt man doch in keiner Schule, so wenig wie auf dem Pennal.

E r n s t: Man lehrt es nicht direkt, ja; aber um so eindringlicher indirekt. Dadurch, daß man bei der Auswahl der Kenntnisse, die man den Schülern übermittelt, als obersten Grundsatz den praktischen Nutzen aufstellt. Was führt man denn immer wieder als erstes ins Feld gegen die toten Sprachen zugunsten der lebenden —? Den

Vorteil, sonst nichts. Mit Englisch und Französisch kommt Ihr weiter in der Welt als mit Griechisch und Lateinisch, — so sagt man den jungen Leuten; und Rechnen ist zu mehr nütze als Homerlesen. Damit ködert man sie (oder eigentlich ihre Eltern) und weckt, bewußt oder nicht, in ihnen gerade die Neigungen und Kräfte und zieht sie groß, die schließlich naturnotwendig zum allgemeinen Kampf aller gegen alle führen müssen, während es doch, weiß Gott, viel besser und notwendiger wäre, im schärfsten Gegensatz hierzu alles das zu betonen und in den Vordergrund zu stellen, was die Menschen, über alle trennenden Grenzen hinweg, einander nähert und eint. Ich dächte, das sollte man heute, in den Tagen des furchtbarsten Krieges, den die Welt erlebt hat, leichter als je einsehen und zugeben. Oder was ist denn der letzte Grund dieser gewaltigen Erschütterung? Man mag dies und jenes für den Ausbruch des Weltkrieges mitverantwortlich machen, — möglich und verständlich mit all seinen Wirkungen und Folgen ist er doch einzig und allein aus der Gier nach rohester äußerlicher Macht heraus, die unsere ganze sogenannte Kulturwelt beherrscht, aus der Jagd nach Reichtum und Gewalt. Man kann geradezu sagen: dieser ganze Krieg ist nichts anderes als das Leben, das unsere sogenannte Kulturwelt seit Jahrzehnten (die englische seit Jahrhunderten) führt, in seiner eigensten, unverhüllten Gestalt: ein Sichauswirken von Selbstsucht, Gier, Haß und Neid, nur jetzt ohne jede Hemmung, in zynischer Offenheit und unmenenschlicher Grausamkeit aufs Höchste getrieben. Und nach dieser Erfahrung sollten wir uns nun für eine Schule begeistern, die ihren Zöglingen als wertvollste Gabe Willen und Fähigkeit zum Verdienen mit auf den Weg gibt —?

F r i g: Wenn es also nach Dir ginge, müßten unsre Realschulen geschlossen und das alleinseligmachende Gymnasium zwangsweise eingeführt werden?

E r n s t: Ganz und gar nicht. Wir werden ohne Real- und dergleichen Schulen in Zukunft so wenig auskommen können wie wir, als Volk, ohne Handel und Industrie leben könnten. Darüber brauchen wir also kein Wort hin oder her zu verlieren. Was ich sage, ist ja nicht gegen das Bestehen von Schulen gerichtet, wie sie Euch imponieren, sondern gegen ihre Bewertung, dagegen, daß man den Spieß umkehrt und sie als die alleinseligmachenden rühmt und preist. Auf dem Weg dazu waren wir, genau so wie wir auf dem Weg waren, in der Industrie unterzugehen, mit einem Wort: zu verengländern. Und wenn es bei uns mit etwas anders werden muß nach dem Krieg, so ist es damit. Wir müssen uns wieder alle daran erinnern, oder von neuem lernen, daß reich- und mächtigwerden Ziele zweiter Ordnung sind, daß beides nur einen Sinn und eine Berechtigung hat als Grundlage höherer, das Leben erhöhender und vertiefender Leistungen. Reichtum und Macht um ihrer selbst willen, der Genüsse wegen zu erstreben, die sie bieten, ist der sicherste Weg für den einzelnen wie für ein Volk, zu verkommen. Genießen macht gemein, sagt Goethe. Vergleiche — die Engländer.

F r i g: Das stimmt.

E r n s t: Nun siehst Du? Wir sind schon auf dem besten Weg zur Einigkeit. Gewiß sollen die Menschen rechnen und erwerben, und die Völker sollen Handel treiben und reich und mächtig werden. Werden ja doch unzählige Kräfte erst dadurch wach und stark, daß sie in diesen Dienst eingestellt werden. Doch darf über alledem das Bewußtsein nicht verloren gehen, daß es Dinge gibt, in deren Dienst wieder erst Reichtum und Macht ihre Daseinsberechtigung finden. Die Kraft eines Riesen zu besitzen ist schön, aber erhaben ist es, sie nicht wie ein Riese zu benützen, sagt Shakespeare irgendwo. Darin siegt. Reichtum und Macht müssen einem höheren Willen untergeordnet werden. Sie sind Mittel, keine Zwecke. Das muß klare, allgemeine Einsicht werden. Und alles, was diese Mittel zu verbessern, zu stärken geeignet ist, mag wohl geschätzt und anerkannt, sollte aber niemals für wichtiger und wertvoller gehalten werden als ein Wille, der direkter auf den großen Zweck alles bestehenden zielt: das Leben zu erhöhen.

H a n s: Das alles leuchtet mir nicht übel ein. —

F r i g: Und ich beginne zu ahnen, wo es hinaus will.

E r n s t: Was freilich so sehr schwer nicht ist. Eine Schule, die ihre Zöglinge vor allem für das sogenannte praktische Leben zu erziehen sucht, kann — für uns Deutsche wenigstens — nicht die letzte und höchste Form der Schule sein. Das ist es.

F r i g: Vielmehr ist dies das liebe, gute alte Pennal. — Nicht wahr, so meinst Du's doch —?

E r n s t: So ungefähr wenigstens, ja. Ich stelle von beiden das Pennal unbedingt höher.

F r i g: Nun also, Spaß beiseit. Ich glaube Dich einigermaßen verstanden zu haben. Ja, ich finde sogar, daß an dem, was Du sagst, manches Gute und Richtige ist. Die Welt, die englische voran, tanzt ums goldene Kalb. Und daß gerade dies ein Ziel sei, aufs Innigste zu wünschen, das will ich gewiß nicht behaupten. Ich glaube auch,

daß es höhere Werte gibt als den Mammon und was damit zusammenhängt. Ich stimme Dir sogar darin bei, daß ich es auch nicht für wünschenswert halten kann, Deutschland bis über den Hals in die Industrie zu setzen. Wir dürfen in alle Ewigkeit nicht vergessen, daß die Idee der Menschheit von jeher ein ganz besonderes Lieblingskind gerade des deutschen Geistes war. In alledem geb ich Dir Recht. Nur eines will mir nicht eingehen: warum nicht eine Schule, die in erster Reihe dem praktischen Leben dienen will, auch jenes andere sollte im Auge behalten können? Man kann doch den jungen Leuten beibringen: werdet tüchtige Kerle, geht hinaus und schafft und verdient Euch Euer Teil, aber vergeßt bei dem allem niemals, daß Ihr Menschen seid und sein sollt —!

E r n s t: Kann man das —? Glaubst Du im Ernst, daß man das kann, durch Lehren, durch bloße Worte —? Dann schätztest Du die Kraft der Unterweisung entschieden höher ein als ich. Man kann solche Reden halten, gewiß. Und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es auch an Realschulen überall Männer gibt, denen solche Worte von Herzen kämen. Aber ich fürchte, es werden für die Zöglinge eben — Worte bleiben; schöne Worte, aber doch bloß Worte, nur zu ähnlich denen, die uns in der Politik z. B. an allen Ecken und Enden begegnen. Der Eindruck des Nützlichkeitsstandpunktes, den das Schulprogramm vertritt, wird sich als stärker erweisen. Man schießt die jungen Leute in eure Schule, weil das ihrem Fortkommen förderlicher ist; man lehrt ihnen dort Dinge, deren praktischer Nutzen auf der Hand liegt; das ist das Lied, das sie überall und zuerst hören; das werden sie — trotz aller gepredigten Menschlichkeit — ihr Lebenlang am besten zu pfeifen verstehen. Davon bin ich fest überzeugt. Nein, mein Lieber; wenn wir schon die Jugend reif machen wollen für die Idee der Menschheit, für den Glauben daran und den Willen, darauf hinzuwirken, so bleibt nur eins: eine Beschäftigung mit hohen menschlichen Werten, von der zunächst gar kein direkter Vorteil einzusehen ist, also eben das, was das humanistische Gymnasium seinen Schülern bietet und wofür es von tausend tüchtigen Menschen, besonders solchen, die es „weit gebracht haben“ im praktischen Leben, gescholten und verlacht wird. Wir sehen es doch wahrlich deutlich genug an England, wohin ein Volk kommt, das aus lauter „praktisch“ erzogenen und geschulten Individuen besteht. Haben wir also den Mut, wo menschliche Werte gewogen werden, allen Praktiken den Platz anzuweisen, der ihnen gebührt, und das ist ein für allemal erst der zweite. Damit ist noch lange nicht gesagt, daß wir nun wieder die alten unpraktischen Deutschen werden sollen, denen die Nachbarn die Kirschen aus dem Kompott fressen, um ihnen die Steine auf den Kopf zu spucken. Davon kann und darf natürlich nicht die Rede sein. Im Gegenteil. Wir wollen alle unsere Kräfte spielen lassen, daheim und draußen; werden es nach dem Krieg ohnedies müssen. Deutschland soll reich sein und mächtig. Kein Ziel soll uns zu fern liegen, kein Kranz uns zu hoch hängen. Aber am höchsten doch der, den wir uns um die Stirnen der Erhabenen, der Erlösten, der r e i n e n Menschen denken, mögen sie nun im Elysium wandeln oder im Paradiese. Das Recht des einzelnen endet an den Forderungen und Notwendigkeiten seines Volkes; das erleben wir hunderttausendfach in diesem Krieg. Das Recht der Völker und Nationen aber findet seine Grenze an den Geboten der Menschheit, der Menschlichkeit. Das sollte uns lebhafter als in den letzten Jahrzehnten wieder zu Bewußtsein kommen. und festgehalten werden. Und eben dazu, meine ich, ist das beste Mittel eine möglichst starke Schicht von Menschen, deren Erziehung nicht im Schatten des Nützlichkeitsprinzips vor sich ging, sondern im Lichte der Idee der Menschheit, im Glanze des Gestirnes, das wir die Sonne Homers so gut nennen mögen wie die unseres Goethe.

Damit schwieg er, und die andern schwiegen auch. Aber es lag in ihren Mienen ein seltsam, nachdenklich-freudiges Leuchten. Und als eben frische Gläser gebracht wurden, griff Hans, der Stillste von ihnen, nach dem seinen zuerst und hob es mit dem halblauten Ruf: das Pennal!

Da stießen die drei Gläser kräftig zusammen und gaben einen hellen, frohen Klang:

Strindbergs Entwicklung als dramatischer Dichter.

(Zum 14. Mai.)

Von Dr. Rufelm Ruest.

Es war immer begreiflich, daß ein Dichter wie Strindberg, den es freilich auf jede und selbst die ungeschminkt-brutalste Weise zum „Sagen seiner Leiden“ getrieben hat, — sie waren in dieser reizbarsten und empfindlichsten Seele leicht zur unwahrscheinlichsten Höhe der Schmerzhaftigkeit gesteigert! — die dramatische Form, als

der Ichkonfession sogar ästhetischste, bevorzugen würde. Und hat sich kein menschliches Ich im Lauf seines Schaffens und Erdenwallens so oft und so nachhaltig-tief von Grund aus gewandelt, wie das Strindbergische, so wird eine Geschichte seiner Dramen auch einst eine Geschichte seiner Seele sein. Wohl schrieb auch ein Goethe bei längerem Leben schließlich „Dichtung und Wahrheit“, Autobiographie; aber keine „wörtliche“ Beichte hatte ihn ja schon früher tiefer befreien können als der „Tasso“, mit seiner Doppel-darstellung von Tasso und Antonio; keine Purgation entschlossener und gründlicher sein können, als die Trennung des e i n e n Faust in Faust und Mephistopheles. Strindbergs Zusammenhänge mit dem Theater reichen ebenfalls bis in die früheste Jugend zurück; wie Wilhelm Meister war er sogar selbst nahe daran, Schauspieler zu werden, als ihn nur der alte Widerstreit, Dichter und Mime in einer Person sein zu wollen, der Bühne wieder entführte. Schillers „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“, hatte den Zwanzigjährigen entflammt, zumal er um dieselbe Zeit die Ungerechtigkeiten akademischen Lebens zu spüren bekommen; noch mehr aber hatten ihn im Grunde „Die Räuber“ begeistert, und wohl hauptsächlich die Aussicht, den Karl Moor spielen, als Karl Moor seine Tiraden donnern und alle Welt hureißeln zu können, führte ihn der Stockholmer Bühne zu. Aber zu bald mußte er leider erfahren, daß man höheren Orts noch durchaus kein Verlangen nach seiner Lieblingsrolle trug, und wenn er nun ihrerwegen auch eine Zeitlang als „Martyrium“ der kleinen nichtssagenden Rollen noch litt, so endete diese seine Laufbahn doch bald im „Souffleurkasten“, wie er selber scherzhaft geschildert hat. Aber sie endete wirklich auch im anderen und tieferen Sinne „im Souffleurkasten“: denn nun wird er es, der fortan als Dramatiker in wohl mehr als fünfzig Spielen den Geist des Schauspielers befecht und inspiriert, ihn neue, moderne Aufgaben stellt, und ihn, theoretisch wie praktisch, eine unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit seiner Kunst und des Theaters überhaupt ahnen läßt. Das kam auch bei Strindberg selber gewiß nicht in einem Zuge; aber indem er von jener jüngsten Zeit an ein unerwüdlicher Beobachter des Schauspiels und Durchdenker szenischer Wirkungen ward, indem er die Lehren des modern norwegischen (Ibsen), französischen, belgischen und deutschen Dramas zog und zu vereinen suchte, so verhalf ihm seine Individualität, die sich immer stärker als alle Einflüsse zusammengekommen erwies, in verschiedenen Epochen zu den mannigfaltigsten Stilarten und Experimenten im Drama, deren verschiedene als völlig gegliedert, die meisten mindestens als fruchtbare Keime zu einer neuen Schauspielgattung bezeichnet werden müssen.

Der erste Erwecker war, abgesehen von den Dichtern der „Räuber“ und des „Göth“, Ibsen, dessen „Brand“ auf den zwanzigjährigen Jüngling — erschienen war „Brand“ schon drei Jahre früher, 1866 — einen gewaltigen Eindruck macht; dennoch spürt man in den Stillen der siebziger Jahre noch wenig das Wesen des modernen Geistes, und der Erstling „In Rom“ arbeitet sogar noch mit ziemlich rührsamem, altmodischen Theatermitteln. Dieser Einakter hat Thorwaldsen zum Gegenstand, dem er in äußerst bedrängter Künstlerlage einen rechten deus ex machina, den reichen und klugen Mr. Hope, der sofort die Statue des Jason ankauft, erscheinen läßt. Aber sehr charakteristisch ist doch schon, was Strindberg selber später von seinen Gefühlen bei der Premiere, der er heimlich von einem Versteck aus bewohnte, berichtete: „es kam mir nun alles so verlogen vor“ — und mit dieser ersten rettenden Erkenntnis hatte er da im Grunde den Weg zu sich selber bereits gefunden, und mindestens von dem nie seine Wirkung verfehlenden Geist der Wahrhaftigkeit findet sich nunmehr schon in jeglichem weiteren Drama. Aber jetzt ist auch Ibsens „Nora“ erschienen. Strindbergs Standpunkt in dem aufgeworfenen Frauenproblem — es ist bezeichnend, daß diese Dramatik noch vorwiegend von „Standpunkten“ ausgeht — war ein diffizil-anderer, obwohl für unfaubere Logiker leicht mit dem Ibsenschen zu verwechseln: diese feine Nuance legt er nun seiner „Frau Margit“ (ursprünglich: „Mitter Bengts Gemahlin“, 1882) zugrunde, die infolge dessen als ein rechtes Gegenstück zu „Nora“ gedacht werden muß, nur daß der Gegensatz nicht plump und handgreiflich zutage tritt und mit der größten Differenziertheit des Problems und der erforderlichen subtileren Psychologie die Bühnenwirkung doch eine schwächere geworden scheint; dennoch hat man erst jüngst in der „Literarischen Gesellschaft“ zu Frankfurt a. D. das Stück mit ziemlichem Erfolge gegeben. Aber ganz auf seinen eigenen Weg und zu sich selber hat sich nun Strindberg erst fünf Jahre später, in seinem „Vater“, durchgerungen: auch hier die Herkunft von dem Norweger keineswegs verleugnend, ist es doch, als ob all die bei ihm noch all-zubefchränkt — und individuell — tragisch wirkenden Keime im modernen Menschen hier zum erstenmal wieder zu einer einzigen starren typischen Schicksalsgeste zusammenschmolzen, die in erschütternder, großartiger Symbolik die ewige Gefahr, die dem über das gewöhnliche hinausstrebenden Mann von dem stets das Mittelmäßige liebenden Weibe droht, vor Augen bringt.

Dennoch schien es, als ob Strindberg, nach dem „Vater“ und dessen leichtergehaltenen, satirischem Gegenstück „Kameraden“, gerade diesen Weg nicht weiter verfolgen wollte; und zwar brachte diesmal den Umschwung eine französische Anregung herbei. In Paris, wo Strindberg sich damals gerade aufhielt, wurde 1887 Antoine's Théâtre gegründet, das erste „Intime“ Theater, von einem erfahreneren Kreise ausgehend und für Erwählte auch nur geschaffen. Es hatte sich nämlich die Aussicht gebildet, als ob der verwöhnte, raffinierte

Kulturmann wohl überhaupt schon zu reif und zu desillusioniert sein möchte, um ein ganzes, nach hergebrachter Weise in fünf Akten eine Begebenheit bis in alle Winkel durchstöberndes Schauspiel zu vertragen: statt dessen müßte eine einzige, sämtliche Hauptmotive noch potenzierende Hauptszene alles andere ersetzen. So ist nun Strindberg nicht gerade der erste Schöpfer der „Intimen Einakterbühnen“ geworden, dennoch ihr bedeutendster Vertreter und wieder derjenige, der ein modernes Prinzip zur höchsten Virtuosität und Vollendung gesteigert hat; zugleich wird man auch erkennen müssen, daß der im „Vater“ sich bereits offenbarende Zug zum Monumentalen sich in solchen „Elf Einaktern“, wie er sie geschrieben hat, naturgemäß am besten entfalten konnte, indem hier schon in der Technik alles auf äußerste Dekonomie, Reduzierung auf geringste Personenzahl und dergl., dringt. Am berühmtesten vor allen — und sicher auch das dramatisch vollendetste — ist „Fräulein Julie“ geworden; der Dichter selbst hat in einer späteren Abhandlung alle Feinheiten darin sicher zusammengefaßt. Was die szenische Darstellung der „Einakter“ betrifft, so hat sich die Berliner „Freie Bühne“ 1890 u. f. darum besonders verdient gemacht; das größte Glück in der Deffektivität aber machten die „Gläubiger“, als sich nämlich zu ihrer Freierung am Residenztheater 1893 Rosa Bertens, Rudolf Nitner, Josef Jarno in Berlin zusammenfanden.

Der ewig Wandlungsfähige aber ist bei seiner Aufschauung, als ob wir wirklich für die traditionellen fünf Akte schon „zu desillusioniert“ wären, von neuem offenbart nicht stehen geblieben: in den Jahren 1898—1902 brach bei Strindberg, der mehrere Jahre dichterisch ganz geruht und sich nur naturwissenschaftlichen Studien hingewidmet hatte, eine noch verstärkte dramatische Produktion durch, die mit besonderer Vorliebe sogar das große, für veraltet gehaltene historische Schauspiel wiederaufleben ließ. In glänzenden, prunkvollen Bildern führt er uns nun die gesamte Geschichte seines Vaterlandes, durch einen „Gustav Wasa“, „Erich XIV.“, „Königin Christine“, „Gustav Adolf“, „Karl XII.“ u. a., vor Augen; doch möchten wir noch nicht entscheiden, ob dies alles wirklich mehr als bi d m ä ß i g zu bleiben vermag, und ob das alte Beginnen, das schon Shakespeare nicht so reiflos wie das übrige gelungen ist, hier keine glücklichere Hand gefunden hat; einzig die „Follungersage“ mit ihren prächtigen Volksszenen, scheint uns Dramatik und Historie völlig zu verschmelzen. Vielleicht aber ist es auch nur darum, weil Strindberg gleichzeitig und daneben der Bühne wieder ein völlig anderes noch schenkt, das uns denn doch für den echteren Strindberg, dessen immer innerlichere und geheimnisvollere Welt- und Menschenbetrachtung wir auch sonst schon lieben gelernt haben, ungemein charakteristischer dünkt: seine Märchen- und Traumpiele! Auf Waackerlin ist sie nicht ohne Einfluß geblieben; aber wie er mit der „Einakterbühne“ dem Theater im Grunde ein ganz selbständiges, fruchtbares Prinzip zugeführt hatte, so heute mit der „Enrückten Traum-bühne“, die zugleich eine höhere Phantasiewelt wieder in ihre Rechte setzt.

Auf ihr sind Stücke wie „Nach Damaskus“, die „Bronbrant“, „Schwanenweiß“ u. a. gedacht, und das „Intime Theater“ in Stockholm, das Strindberg seit 1907 leitete, sucht sie zu verwirklichen. Emil Schering, der deutsche Uebersetzer Strindbergs, gibt einmal ihre Schilderung: „Ein Bogen, gemalte Arkade, steht auf der Bühne, wo sonst das erste Kulissenpaar seinen Platz hat, und macht aus der großen eine kleine Bühne, zu welcher 3 Treppentufen hinaufführen. Durch diese Anordnung kommen alle Seitenkulissen und Soffiten in Wegfall, und die ganze Dekoration beschränkt sich auf den Hintergrund allein. Indem man auf diesen die Szenenbilder mit allen Requisite perspektivisch malt, haben die Schauspieler, die davorstehen, sich mitten in der Landschaft, im Zimmer usw. zu befinden, und der Wechsel des Hintergrunds kann blitzschnell vor sich gehen, indem die Bühne einen Augenblick verdunkelt wird. Noch einen kleineren Vorteil bringt diese Anordnung mit sich: An Stelle der Soffiten hängen Lichtstrahlen, wodurch die Bühne eine natürlichere Beleuchtung erhält als von der Rampe.“ —

Nun hat man, freilich wieder mit den notwendigen Einschränkungen und Modifikationen, die jede Realisierung des Idealen mit sich bringt, auch eine Verwirklichung und Materialisierung des „Traumpiels“ (in Berlin) möglich gemacht! Ein wichtiger, ja wichtigster Schritt zur tieferen und tiefsten Erschließung und Erkenntnis dieses so hervorragend doppelteelischen Dichters. Bei niemand wie bei Strindberg gerade ist ja stets die Korrektur des e i n e n Ich durch das andere, das nicht minder tief und großartig ist, notwendig; auf daß allmählich ganz und gar die Vorstellung von dem nur Hassenden, verfolgungswütigen Monomanen sich auflöse in die andere, die erit zeigt und beweist, daß das letzte und G r u n d - Wesen Strindbergs eigentlich die L i e b e ist — freilich jene ungeheurer zartempfindliche und mimosenhaft verletzliche, die sich bei schon geringen, rauheren Berührungen leicht in ihr Gegenteil verkehrt. Das Drama aber als die eigentliche Stätte jeder Zweifelt und Spaltung und Dialektik wird dieses Strindbergische Wesen stets am deutlichsten widerstrahlen.